

## Does diversity matter?

(Heide Hammer, 2014)

„Die meisten Arbeiten zu Gerechtigkeit und Ungleichheit nehmen dabei den so genannten Diskriminierungstatbestand oder die Erfahrung von Diskriminierung zum Ausgangspunkt ihrer Erörterung. Es fragt sich, warum Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe ungleich behandelt werden, wieso Frauen für dieselbe Arbeit geringer entlohnt werden als Männer oder warum der Alltag auf Menschen mit einem standardisiert gedachten Körper ausgerichtet ist. Erfahrungen gelangen zu uns allerdings nur nach einem langen Marsch durch das Labyrinth der Psyche und Sprache. Die artikulierten Erfahrungen sind deswegen nie gleich den gemachten Erfahrungen. Manches Mal gleichen sie ihnen nicht einmal annähernd. Ergiebiger erscheint es deswegen, sich die Widerstandspraxen marginalisierter Gruppen genauer anzuschauen, geben diese doch Auskunft über das Ausmaß, den Ort und die Art und Weise der zugefügten Verletzungen. Angelehnt an den psychoanalytischen Erkenntnisprozess könnten uns die Widerstandsformen zu den Verletzungen führen. Wobei der Widerstand gegen Diskriminierungen einen sehr spezifischen Umgang mit Verletzungen darstellt und in dieser Spezifik auch gelesen werden sollte. Widerstand sei hier *nicht nur* als das verstanden, was sich dem Zugang zum Unbewussten entgegenstellt, wie dies Freud formuliert hat [...], *sondern auch* als eine Praxis, die sich Zugang zum Verschwiegenen verschafft.“ („Wir haben das Recht auf kostenlose Geschirrspülmaschinen“, In: María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan (Hg.): Soziale (Un)Gerechtigkeit. Berlin: LIT 2011, S. 57.)

Widerstand als eine Praxis zu begreifen, die sich Zugang zum Verschwiegenen verschafft, das soll unser Ausgangspunkt sein. Dieser Widerstand hat eine lange Tradition und trägt verschiedene Namen, etwa Feminismus und Anti-Rassismus. Eine Schwierigkeit dieser Kämpfe war immer wieder, dass verschiedene Diskriminierungsformen gegeneinander ausgespielt wurden. Es erschien zum Beispiel wichtiger, erst das allgemeine Wahlrecht für alle Männer zu erreichen, unabhängig von ihrer Vermögenssituation oder ihrer Hautfarbe, bevor es auch auf Frauen ausgedehnt wurde.

Die Frage, wem welche Rechte zuerkannt werden, wer ein- und wer ausgeschlossen wird in einem demokratischen Entscheidungsprozess ist dabei nach wie vor wesentlich. Es waren schwarze Frauen, die früh darauf aufmerksam gemacht haben, dass ihre Erfahrungen der Diskriminierung entlang der Achsen von Rasse und Geschlecht zusammen kommen. Es ist keine einfache Addition, sie wurden auf eine spezifische Weise als Frauen und als Angehörige einer als minderwertig behandelten Rasse diskriminiert. Sojourner Truth ist

eine sehr frühe Kämpferin, die auf Ihre Situation mit sehr eingängigen Formulierungen hingewiesen hat. Sojourner Truth wurde Ende des 18. Jahrhunderts als Tochter von Sklaven geboren und wurde Isabella genannt. Es war nicht üblich, dass Sklaven oder Sklavinnen auch Nachnamen tragen. Sie hatte mehrere BesitzerInnen, die sie unterschiedlich schlecht behandelten und im Alter von knapp 30 Jahren floh sie zu einem Quäker, der sie und einen ihrer Söhne freikaufte. Danach arbeitete sie als noch einige Jahre als freie Hausangestellte, bevor sie als Wanderpredigerin mit dem Namen Sojourner Truth durch die USA reiste. Die Intensität ihrer Reden machte sie bald bekannt. Als erste schwarze Aktivistin verbindet sie in ihren Forderungen Frauen- und Sklavenrechte. 1851 hielt sie eine Rede auf dem Frauenkongress in Akron, Ohio, darin kommt immer wieder der Satz: And ain't I a woman? vor.

"That man over there says that women need to be helped into carriages, and lifted over ditches, and to have the best place everywhere. Nobody ever helps me into carriages, or over mud-puddles, or gives me any best place! And ain't I a woman? Look at me! Look at my arm! I have ploughed and planted, and gathered into barns, and no man could head me! And ain't I a woman? I could work as much and eat as much as a man - when I could get it - and bear the lash as well! And ain't I a woman? I have borne thirteen children, and seen most all sold off to slavery, and when I cried out with my mother's grief, none but Jesus heard me! And ain't I a woman?" (Sojourner Truth, Ain't I A Woman? December 1851)

Diese Formulierung „Aint I a woman“ weist auf etwas hin, das in den Kulturwissenschaften seit einigen Jahren auch im deutschsprachigen Kontext angekommen ist: Intersektionalität. Die Absicht dahinter ist einerseits die Infragestellung der großen Kategorien und andererseits ihr komplexes Zusammenwirken zu untersuchen.

Das Konzept der Diversity, also die Berücksichtigung von gesellschaftlich konstruierten Merkmalen, kann als eine Geschichte des Widerstands und der Forderung nach Gerechtigkeit und politischer Teilhabe gelesen werden. Die Berücksichtigung von sozialen Kategorien, von Nationalität, Klasse, Rasse, Geschlecht, Ability, Begehren, kann verschiedenen Zielen folgen. Vielleicht sind wir hier, in einem sehr wohlhabenden Land mit einer gar nicht so langen Erfahrung von Demokratie, in eine Phase der kapitalistischen Verwertung eingetreten, die zweifelsohne ihre Vorzüge hat. Es ist selbstverständlich eine gewissen Ressource, Frauen und Männer, Leute

mit unterschiedlichen Sprach- und kulturellen Kenntnissen in einem komplexen Gefüge wie einer Universität oder einer Kultureinrichtung zu haben. Ob das auch für Homosexuelle, oder Leute mit Behinderungen zutrifft, also auch diese vermeintlichen oder tatsächlichen Besonderheiten als Ressource gesehen werden, bleibt fraglich. Jedenfalls können wir davon ausgehen, dass Gleichbehandlung und das Recht auf Teilhabe an gesellschaftlichen, beruflichen, an politischen Entscheidungen als Wert anerkannt wird. Durch verschiedene Gremien und Gesetze soll auch in eine Richtung gewirkt werden, diesen Werten zu ihrer Durchsetzung zu verhelfen. Es geht also im Sprechen von Diversity immer auch um die Verhandlung universeller Werte: Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität. Und es geht um die Frage: Wann lautet der Anspruch „für alle“ und wann gilt es lediglich in der Konkurrenz um knappe Güter zu bestehen, zu gewinnen oder zu verlieren? Meist hängt das Verhältnis von Siegen und Niederlagen ganz entschieden von ererbten Kapitalien ab.

Die Antidiskriminierungsrichtlinien der EU umfassen die Kriterien: Rasse, ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter und sexuelle Identität. Die Formulierung und letztlich Durchsetzung solcher Richtlinien ist ein Effekt, der auf die Kämpfe sozialer Bewegungen zurückzuführen ist, also ein Bottom-Up Erfolg. Im Begriff des Humankapitals und der Humanressourcen begegnet er uns als Top-Down Aufforderung. Und etwas fehlt in dieser Aufzählung, eine soziale Kategorie wird nicht genannt, der Begriff der Klasse oder der sozialen Herkunft. Der Terminus „Klasse“ klingt vielleicht zu sehr nach Marxismus, jedenfalls erscheinen ökonomischen Ungleichheiten in einem kapitalistischen Selbstverständnis als legitim und normal. Entstehen daraus soziale Konflikte, wird die klassenvermittelte Ungleichheit gerne ethnisiert oder einer religiösen Kulturalisierung unterworfen. Man könnte aber auch etwas salopper konstatieren, dass Armut extrem unsexy ist, niemand möchte arm sein, bedürftig. Und letztlich zählen sich die Allermeisten zur sog. Mittelschicht, ganz unabhängig von den Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Selbst betuchte Adelige, die seit vielen Generationen über erhebliche Vermögenswerte, Immobilien, Ländereien und bestimmt auch Barvermögen verfügen, zählen sich zur

Mittelschicht und sprechen lieber über ihre große soziale Verantwortung als UnternehmerInnen denn von Privilegien.

Die Diversity Politik teilt mit Gender Mainstreaming Strategien ein Problem: Das Festschreiben der Differenz. Mit dem Hinweis auf die positiven Seiten der Differenz werden zugleich auch die Anhaltspunkte für Diskriminierung fest- oder zumindest fortgeschrieben.

Konzentrieren wir uns hingegen auf ein Konzept von queer, das jegliche Form identitärer Zuschreibung ablehnt, berauben wir uns selbst der Mittel, Aussagen über verschiedene soziale Positionen zu machen.

queer kann wörtlich mit „schräg“ oder „seltsam“ übersetzt werden und wird auch heute noch im englischsprachigen Kontext als Schimpfwort für Homosexuelle verwendet. Anfang der 90er Jahre setzte eine sog. Resignifikation über Aktivismus und Theorieproduktion ein. Resignifikation bedeutet auch hier, dass ein explizit pejorativ gebrauchter Begriff von der darin diskriminierten Gruppe als selbstbewusste Bezeichnung verwendet wird. Aktivistische Gruppen veranstalteten Anfang der 90er Jahre gerne in Vorstadt Malls Kiss-Ins und unterstrichen ihre Performances gerne mit Sprechchören wie „We are here. We are queer. Get used to it.“

Das Problem liegt weniger in bestimmten äußeren Merkmalen, wie im Bereich der Kategorien Geschlecht oder auch Hautfarbe, als vielmehr in der Reduktion auf diese Kategorie. Ich gehe davon aus, dass es niemand besonders erfreut, nur als etwas Bestimmtes, Frau oder Lesbe, Deutscher oder Ausländer wahrgenommen zu werden. Daraus kann man auch ein Recht oder zumindest den dringlichen Wunsch nach Opazität ableiten, eine Form der Undurchsichtigkeit oder Nicht-Transparenz, jedenfalls ein legitimes Interesse nicht identifizierbar und somit auch nicht auf bestimmte Merkmale, Erfahrungen oder Vorlieben reduzierbar zu sein.

Um also nicht in die Fallen der Reduktion und der Identitätskategorien zu tappen, selbst wenn diese mit positiven Eigenschaften ausgestattet werden, könnten wir uns darauf konzentrieren, diskriminierende Mechanismen zu begreifen. (Vgl. Knapp, S. 50) Gudrun-Axeli Knapp weist uns darauf hin, dass:

„Die Einlösung der im Zeichen von ‚Diversity‘ kursierenden Versprechen auf Anerkennung von Differenz und Entfaltung individueller Potentiale (...) unter privatwirtschaftlich-kapitalistischen Voraussetzungen weder moralisch einklagbar noch eine Option unter Vorbehalt [ist], sondern (...) ein Ding der Unmöglichkeit.“ (S. 51, FN 8)

Und dennoch sollte man - einzeln ebenso wie als Gruppe - unter den gegebenen Bedingungen die Möglichkeiten des Diversity-Ansatzes nutzen. Die Frage der Quoten, der „Affirmative Action“ tut sich an dieser Stelle auf. Im Rahmen dieses Gleichheits- und zugleich Verschiedenheitsmodells kann man sich auch die Frage stellen, wohin die Reise gehen soll. Welches Ideal, welchen gesellschaftlichen Zustand streben wir an, in diesem Pluralismusverständnis, auf das wir uns hier vermutlich einigen können? Welche Zielvorstellung haben wir?

Das Verschiedene, die Diversität kann und wird also auch aus der Erfahrung der Diskriminierung und des Widerständigen formuliert. Differenzen werden in einem Feld von Machtkämpfen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen gebildet. Sie stellen eine fortwährende Herausforderung dar und können weder abgeschafft noch penibel kontrolliert werden. Das Spiel um Identität und Differenz hat vor Jahrzehnten begonnen und selbst das Konzept *queer* changiert zwischen streng anti-identitären und postkolonialen Kämpfen. *queer* wurde in der Kritik an feministischen Positionen geschärft. Auch wenn sein Ausgangspunkt im Komplex der Sexualität liegt, sollte in meiner Sicht an der radikalen Kritik an jeglicher Form der Identität festgehalten werden. Damit wird auch eine wesentliche Position der Machtkritik verteidigt.

Alain Badiou setzt sich mit seinem Entwurf einer *Ethik* in eine Traditionslinie, die auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit fokussiert. Anders etwa als Judith Butler verwirft Badiou die Konstruktion von Menschenrechten und Butlers vage Zielorientierung zunehmender Demokratisierung. Gerade die wohlmeinende „Ethik der Menschenrechte“, der „Respekt der Verschiedenheiten“ definiere eine Identität, die den/die Andere/n nur als Objekt der Anpassung und Integration tolerieren kann (Badiou 2003, 39ff):

„Die objektive (oder historische) Grundlage der gegenwärtigen Ethik ist der Kulturalismus, die wahrhaft touristische Faszination für das Vielfache an Sitten, Bräuchen und

Überzeugungen. (...) Ja, das Wesentliche der ethischen ‚Objektivität‘ hängt von einer volkstümlichen Soziologie ab, welche unmittelbar aus dem kolonialen Erstaunen über die Wilden übernommen worden ist, wobei es klar ist, dass die Wilden auch unter uns sind (Drogenabhängige der Vororte, Glaubensgemeinschaften, Sekten ...: all der journalistische Kram der bedrohlichen inneren Andersheit); dieser Tatsache stellt die Ethik, ohne ihr Forschungsprogramm zu ändern, *ihre* ‚Anerkennung‘ und *ihre* Sozialarbeiter gegenüber.“ (Badiou 2003, 42)

Für Badiou bleibt als Fazit einer Entwicklung des Benennens und Beharrens auf Differenz, dass nicht die Differenz das Problem sei, sondern die mangelnde Gleichheit.

Es geht in einem emanzipatorischen Diskurs auch um ein Modell der „Solidarität jenseits der Identität“ (Hito Steyerl) Denn: „Eine politische Position ist nicht die logische Folge spezifischer persönlicher Erfahrungen, sondern entwickelt sich (oder sollte sich) durch die kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Verhältnissen (entwickeln).“ (Decolorise it!, S.3f.)

Identitäre Positionen wurden vielfach entlang des Geschlechts, des Begehrens, der Klasse, der Nationalität oder anderer Zuordnungen eingenommen. ArbeiterInnen setzten sich für Ihre Rechte ein, entsprechend kam es zur Gründung von Parteien und Gewerkschaften. Auch in Wien gibt es nach wie vor explizite Frauenräumen und auch diese Konzentration auf die Kategorie Geschlecht führte immer wieder zu Irritationen und schwierigen politischen Entscheidungen. Wie soll der Umgang mit Transgender oder Intersex Personen sein? Dürfen Sie rein oder müssen sie draußen bleiben? Es geht immer wieder um ganz konkrete Ein- und Ausschlüsse. In diesem Zusammenhang wurde häufig von einem „strategischen Essenzialismus“ gesprochen, das bedeutet, kurz gefasst, dass man sich zwar der sozialen Konstruktion der Kategorie, z.B. Gender bewusst ist, sie aber für die Durchsetzung von Interessen temporär nutzt. Es geht also um taktische Allianzen, es sollte klar sein, dass zur Erreichung bestimmter Ziele, gleiche Bezahlung für gleich Arbeit oder einer geschlechterparitätischen Zusammensetzung von Gremien innerhalb einer Institution, auf bestimmte Gruppeninteressen deutlich hingewiesen wird.

Hito Steyerl fasst die Problematik dieser Strategie pointiert zusammen, indem sie einerseits darauf hinweist, dass es „im Laufe der Zeit immer weniger strategisch und dafür immer essenzialistischer wurde“. Und auch „dass die meist rein kulturelle Sichtbarmachung verschiedener Subjektpositionen nicht in erhofftem Ausmaß mit einer verbesserten politischen Vertretung korrelierte – sondern stattdessen eine Vielzahl konsumierbarer Differenzen produziert sowie Subjektivitäten in den Vordergrund stellte, die streng auf ihre jeweilige Einzigartigkeit beharrten. So entstand ein wahres Panoptikum verschiedener Ego-Modelle, die sich weitgehend harmonisch in die Produktionsweisen eines neuen, Differenz verwertenden Kapitalismus einpassten.“ (Die Gegenwart der Subalternen, S. 13)

Das Ziel emanzipativer Bemühungen liegt stattdessen in der Aufhebung dieser auch durchaus kämpferisch gefassten Identitäten. Es geht also nicht um die Durchsetzung besonderer Rechte, einen Austausch von weiblich gegen männlich oder schwarz gegen weiß. Es geht vielleicht mehr um das Verlernen unserer Wahrnehmungsgewohnheiten. Gender wird zum Beispiel als primäre Kategorie betrachtet, wir sind gewohnt, Personen, die uns begegnen, als Frauen oder Männer wahrzunehmen. Gelingt das nicht, sind wir irritiert. Oftmals sind wir auch geneigt, die Homo- oder Heterosexualität des Gegenübers zu konstatieren, was durchaus auch Sinn macht, sofern man sich umfassend für das jeweilige Gegenüber interessiert.

Und wir sind auch gewohnt, die Hautfarbe von Personen sofort zu bemerken. Für gewöhnlich bleibt es aber nicht bei dieser oberflächlichen Wahrnehmung, sondern wir assoziieren bestimmte Wertungen, hierarchische Zuschreibungen damit.

Demokratische, partizipative Zielorientierungen klingen dann meist einigermaßen pathetisch, die Utopie einer Gesellschaft der Freien und Gleichen oder ein abschließendes Zitat von Marx: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“

Da die meisten aber doch nicht so lange warten möchten, bis eine derart vernünftige Einrichtung der Gesellschaft passiert, fordern einzelne Kollektive oder Gruppen ihre Rechte ein. Um diesen Prozess nachvollziehbar und besprechbar zu machen, empfehle ich die Lektüre

von drei eher historischen Texten: Einmal das Statement vom Combahee River Collective<sup>1</sup> aus dem Jahr 1977, das bis heute erstaunlich offen und weitsichtig formuliert ist. Dann einen Text von Kanak Attak, mit dem Titel KANAK ATTAK UND BASTA! aus dem November 1998. Ergänzend dazu Donna Haraways: Ein Manifest für Cyborgs, das 1985 erstmals publiziert wurde, die deutsche Übersetzung folgte 10 Jahre später.

---

<sup>1</sup> 1863 750 schwarze Sklaven unter Führung von Harriet Tubman befreit. Die Gruppe gründete sich 1974 in Boston.